

**Prof. Dr. Ulrich Mergner (Fachhochschule Köln) – für den Vorstand des FBTS**

**SAGEnhafte Fächer! Soziale Arbeit, Gesundheit und Erziehung in einer gemeinsamen Interessenlage?**

**Oder: SAGE – wir sind MINTestens so systemrelevant!**

**Referat für den Fachbereichstag Soziale Arbeit in Mainz (1.-3. Dezember 2009)**

## Einleitung: Zielstellung und Überblick

Nachstehend wird ein Plädoyer gehalten für ein gemeinsames **Dach der Interessenvertretung** und für gemeinsames **Label (Marke)** der Berufe und Fächer im Bereich des Erziehungs-, Gesundheits- und Sozialwesens, mit dem diese sich neben den MINT-Fächern positionieren können. Damit wird das Ziel verfolgt, diese Fächer in den Fokus der Wahrnehmung von Politik und Öffentlichkeit zu bringen sowie die **Profis und Professoren** für die Notwendigkeit gemeinsamen Auftretens, gemeinsamer politischer Vertretung zu sensibilisieren.

Eine solche Initiative muss aber mehr sein als „professional design“, also mehr als marketing-bezogene Veränderung von Äußerlichkeiten. Will sie die Gefahr des Scheiterns bannen, muss sie auf der offenen Analyse von Stärken und Schwächen der angesprochenen Gruppe von akademischen Disziplinen und „Sozialen Berufen“ beruhen.

Zu klären ist, **wer** sich unter diesem Label zusammenschließen sollte. Auszugehen ist dabei von Berufen/Professionen und ihrer objektiven gesellschaftlichen Bedeutung, die ihre Stärke ausmacht – und dann erst von den akademischen Fächern/Disziplinen, die für sie ausbilden, also von uns (was mir verziehen werden möge). Ich werde zunächst – sozusagen vordefinitiv – sowohl von „sozialen Berufen“ als auch von „sozialen Diensten“ oder von „personenbezogenen sozialen Dienstleistungen“ sprechen und mich erst später definitiv festlegen.

Zu reden ist dann von **weitgehender Ignoranz** gegenüber den Sozialen Berufen in Politik und Öffentlichkeit, also gegenüber Berufen, die personenbezogene soziale Dienstleistungen erbringen – und auch von Ignoranz gegenüber den akademischen Disziplinen, die für sie ausbilden.

Zu reden ist aber vor allem von **gemeinsamen strukturellen Merkmalen** (objektiv wie subjektiv) dieser Berufe und Disziplinen, die zu ihrer gesellschaftlichen Schwäche beitragen.

Zu reden ist, damit bin ich wieder beim Anfang, von notwendiger gemeinsamer Anstrengung und notwendigen Koalitionen, um diese Situation zu verändern. Ein gemeinsames Label – das ich hier vorschlage - ist nur das Sinnbild dafür.

## Was uns die MINT-Fächer vorgemacht haben

Seit einigen Jahren ist MINT ein eingeführtes Akronym – wer es geprägt hat und wann es zum ersten Mal auftaucht, wäre zu prüfen, ist hier aber nebensächlich. Es steht für die Fächer und Berufsgruppen im Bereich Mathematik, Informatik, Naturwissenschaften und Technik und wird wesentlich promoviert von Organisationen wie dem Stifterverband für

die Deutsche Wissenschaft, dem BDA, dem BDI – sowie beschirmt u.a. von der Bundeskanzlerin und dem BMBF.

So wollen – zum Beispiel – der Stifterverband für die deutsche Wissenschaft und die Heinz-Nixdorf Stiftung mit der Initiative „Nachhaltige Hochschulstrategien für mehr MINT-Absolventen“ die Hochschulen bei der Entwicklung und Umsetzung ihrer Strategien für mehr MINT-Absolventen unterstützen (vgl. [www.stifterverband.org](http://www.stifterverband.org)). BDA und BDI haben – ein weiteres Beispiel – den Verein „MINT Zukunft e.V.“ gegründet, der Träger der Initiative „MINT Zukunft schaffen!“ ist. Ihr Ziel ist es wiederum, „hoch qualifizierte Nachwuchskräfte in den Feldern Mathematik, Informatik, Naturwissenschaften und Technik ... hervorzu-bringen“. Der Verein wird zum Beispiel von der Deutschen Telekom Stiftung als Hauptförderer unterstützt (vgl. [www.telekom-stiftung.de](http://www.telekom-stiftung.de)).

„MINT“ soll für größere Attraktivität des Studiums in den genannten Fächern sorgen, damit für entsprechenden Berufsnachwuchs in einer Situation, in der die Ingenieur-Studiengänge über Bewerber- und vor allem Bewerberinnen-Mangel klagen. Die dahinter stehende allgemeine Begründung lautet: Innovation und Wirtschaftskraft, Wettbewerbsfähigkeit im Globalisierungsprozess und Wohlstand hängen von der Leistung von Ingenieuren ab, die deutsche Tradition in diesen Bereichen ist aber bedroht angesehen. Es wäre spannend, dies alles historisch aufarbeiten – dazu ist hier aber nicht der Ort.

Wichtig ist: da haben sich unterschiedlichste Fächer unter einem gemeinsamen Label zusammengetan, haben ihre jeweiligen Sonderinteressen und Eitelkeiten hintangestellt – und damit eine Erfolgsgeschichte geschrieben. Und: Sie werden nachhaltig unterstützt von Wirtschaftsverbänden, Fördereinrichtungen und Politik.

Die Fragen, die sich in Auseinandersetzung damit stellen, lauten: Sollten die Berufe (und die akademischen Disziplinen, die für sie qualifizieren) im sozialen Bereich nicht Vergleichbares können? Und sollten sich die einschlägigen Arbeitgeber-Organisationen im Bereich der Sozialen Berufe nicht in ähnlicher Weise engagieren können? Gründe dafür gibt es allemal.

Dafür soll im Folgenden ein begründetes Plädoyer gehalten werden. Die Gliederung dafür habe ich eingangs vorgegeben.

### **Von welchem Bereich reden wir überhaupt – und warum will ich zunächst von Berufen/Professionen und dann erst von Fächern/Disziplinen reden?**

Die Diskussion um diese Fragen hat bei uns im Fachbereichstag Soziale Arbeit im Zusammenhang der Überlegungen zur „Strukturreform“ des FBTS begonnen. Zwei Jahre ist das schon her. Vor allem angesichts der mittlerweile bekannten Arbeitsmarktprobleme habe ich von Anfang an dafür plädiert, über den „Tellerrand“ der Sozialen Arbeit hinauszuschauen. Denn: es gibt Gemeinsamkeiten der Arbeits- und Beschäftigungsbedingungen – und damit ist mehr gemeint als Gehaltshöhe und Bedrohung durch Prekarisierung der Beschäf-

tigung – mit anderen Berufen im Bereich der „personenbezogenen sozialen Dienstleistungen“.

Die Erklärung dieser Gemeinsamkeiten darf sich aber nicht auf das professionelle System beschränken, sondern muss sich auf den Zusammenhang von disziplinärem und professionellem System beziehen, weil die Hochschulen wesentlich den professionellen Habitus und seine wissenschaftliche Grundlage prägen. Die Suche nach Erklärungen für die Gemeinsamkeiten wird dann gemeinsame Ursachen zu Tage fördern.

Aber: Wenn man „über den Tellerrand hinausblicken“ will, stellen sich Fragen: Wer oder was ist „jenseits des Tellerrands“, wo ist „der Tellerrand“ und wer ist „im Teller“. Wenn man von der Sozialen Arbeit ausgeht, scheint die Antwort klar. Sie versteht sich als die „Mutter aller Sozialen Berufe“. Unabhängig davon, dass dieser Begriff „Soziale Berufe“ schon in der Statistik der BA oder des Statistischen Bundesamt äußerst unscharf definiert ist: Wenn man so vorgeht, ist Streit vorprogrammiert. Denn dann geht es darum: Wer hat die Familie verlassen? Wer hat das „Ursprungsrecht“? Gehören bestimmte Berufe und Disziplinen überhaupt zur Familie? Und so weiter.

Ich möchte diese „professions- oder disziplinzentrische“ oder sogar „-zentristische“ Sicht – welche Profession oder Disziplin auch immer das Zentrum für sich beanspruchen mag – gerne aufgeben. Wir sollten uns auf die Suche nach Gemeinsamkeit auf einer abstrakteren, einer Meta-Ebene machen, in der sich möglichst viele wieder finden können, ohne ihre Besonderheiten aufgeben zu müssen.

Ansetzen kann man dabei zunächst am „Dritten Sektor“, also am Non-Profit-Bereich zwischen Staat und Markt, nicht zuletzt, weil es dazu in den letzten Jahren eine Reihe von Forschungsprojekten gab, die auch Hinweise auf quantitative Größenordnungen geben. Sehr schnell wird dabei aber klar, dass damit eine Verengung einhergeht, weil viele „Soziale Berufe“ staatlich organisiert und bezahlt sind, zunehmend aber auch unter marktlichen Bedingungen agieren.

Der Begriff „Soziale Berufe“ ist einerseits statistisch unscharf, andererseits aber vor allem semantisch problematisch: Steckt doch immer das „Fürsorgliche“, das „Karitative“, das „Selbstlose“, das individuell „Helfende“, „Samariterhafte“, sogar das „Almosenverteilende“ unauslöschlich in dem Begriff „sozial“.

Die soziologische Bedeutung „gesellschaftsbezogen“ kann sich dagegen kaum durchsetzen. Gerade sie wäre jedoch zu entwickeln und zu betonen. Gemeinsamkeiten gibt es zwischen Disziplinen und Professionen (oder, besser: Berufen), die sich mit der Erbringung personenbezogener (sozialer) Dienstleistungen beschäftigen, in der Sprache bestimmter professionstheoretischer Schulen, mit der „Erbringung zentralwertbezogener Leistungen“.

Neben der Sozialen Arbeit, die sich – im weitesten Sinne – mit gesellschaftlicher Integration beschäftigt (was nicht zu verwechseln oder gleichzusetzen ist mit Anpassung von Minderheiten an die Mehrheitsgesellschaft), kommen bei solcher Betrachtungsweise auch die verschiedenen „Gesundheitsberufe“ in den Blick, die sich dem physischen und psychischen

Zustand der Menschen widmen (was nicht zu verwechseln ist mit der Wiederherstellung von Gesundheit), sehr schnell dann auch die Berufe, deren Auftrag Erziehung und Bildung auf den verschiedensten Alterstufen, im Prozess des „life-long-learnig“ bzw. von Menschen in unterschiedlichsten Lebenssituationen ist. Noch nicht durchgängig wird für alle diese Berufe auch auf hochschulischem Niveau ausgebildet, für viele wird das aber angestrebt.

Damit sind wir wieder bei dem Begriffspaar „Profession“ und „Disziplin“. Beide gewinnen ihre Bedeutung aus der Besonderheit der gesellschaftlichen Aufgabe. Sie sind – um einen neuen Begriff aufzunehmen – systemrelevant. Dies lässt sich begründen – und ein paar der Argumente dafür will ich anführen.

### **Warum ist dieser Bereich „systemrelevant“?**

Bleiben wir zunächst beim „Dritten Sektor“. Wesentliches findet sich dazu in den Veröffentlichung von Lester M. Salamon und Helmut K. Anheier („The Johns Hopkins Comparative Nonprofit Sector Project, Phase II“, Gütersloh 1999 und neuere) oder von Annette Zimmer und Eckhard Priller („Gemeinnützige Organisationen im Sozialen Wandel“, Wiesbaden 1992 und neuere). Nur einige Ergebnisse daraus:

- „Im Durchschnitt arbeiten drei Viertel aller in den westeuropäischen Non-Profit-Sektoren Beschäftigten in den Bereichen Bildung und Forschung, Gesundheitswesen und Soziale Dienste“ (Salamon/Anheier 1999, S.14) ... In Österreich, Frankreich, Deutschland und Spanien „...befinden sich durchschnittlich über 40% aller gemeinnützigen Arbeitsplätze im Bereich sozialer Dienste“ (S. 18).
- In Deutschland hat der Dritte Sektor 1995 135 Milliarden DM Umsatz gemacht, das entspricht 3,9% des Bruttoinlandsprodukts (BIP)
- Die Vollbeschäftigten machten 1995 4,9% der Gesamtbeschäftigung aus (unter Einbezug der Ehrenamtler und Freiwilligen 8%)
- 2001 finden wir schon 2,1 Mio. Beschäftigte entsprechend 6% der abhängig Beschäftigten
- Die Einnahmen resultieren in diesem Bereich vorrangig aus Gebühren und öffentlichen Mitteln, nicht aus dem Stiftungssektor (Salamon/Anheier S. 19)
- Der Bereich wächst – gemessen an der Anzahl der Arbeitsplätze – auch angesichts der Zunahme gesellschaftlicher Probleme, die den Angehörigen Sozialer Berufe zur Bearbeitung aufgegeben sind : Frühkindliche Bildung, gesellschaftliche Ausgrenzung und abweichendes Verhalten, Krankheit, Alterung der Gesellschaft...

- Salamon und Anheier sprechen resümierend von „einer großen Jobmaschine“ (S. 24)

Bäcker/Bispinck/Hofemann/Naegele nennen in ihrem renommierten Lehrbuch „Sozialpolitik und soziale Lage in Deutschland“ (3. Auflage 2000, [www.sozialpolitik-lehrbuch.de](http://www.sozialpolitik-lehrbuch.de)) Zahlen, die belegen, dass der Anteil der in den „Sozialen Diensten“ Tätigen an allen sozialversicherungspflichtig Beschäftigten seit 1950 ständig steigt:

1950: ca. 3%, 1979: ca. 5%, 1990: ca. 7%. Zieht man die Zahlen aus der Internet-Aktualisierung der vierten Auflage (2009) heran, so waren es 2004 0,275 Mio. Beschäftigte in „Kindergärten, Vor- und Grundschulen (entsprechend 1,%)“, 1,943 Mio. Beschäftigte im Gesundheitswesen (entsprechend 7,3%) und 1,131 Mio. Beschäftigte im Sozialwesen, entsprechend 4,3%. Zählt man diese Zahlen zusammen, kommt man auf 3,35 Mio. gleich 12,6%.

Das Fazit lautet also – auch wenn die neuesten Zahlen aus Bäcker u.a. noch auf ihre Vergleichbarkeit mit den älteren geprüft werden müssen, denn der quantitative Sprung erscheint doch sehr groß: Die sozialversicherungspflichtige Beschäftigung im Bereich der „Sozialen Dienste“ kann sich mit der in anderen Wirtschaftsgruppen durchaus messen und wächst erheblich. Die „Sozialen Dienste“ sind allein deshalb schon ein bedeutsamer Wirtschaftsfaktor und nicht nur ein „Kostenverursacher“.

Solche Zahlen sind eindrucksvoll als Hinweis auf die quantitative Relevanz dieses - unseres! - Bereiches. Hinter ihnen verbirgt sich aber die schwer messbare – aber argumentativ gut begründbare – qualitative Bedeutung.

Versuchen wir ihn – endlich – mit Bäcker u.a. genauer zu charakterisieren (im Folgenden nach der dritten Auflage 2000, Bd. 2, S. 332 ff.):

Bäcker u.a sprechen von sozialen Diensten, wenn Leistungen im Rahmen der „Vielfalt helfenden, persönlichen Handelns“ in den Bereichen Gesundheit und Pflege, Erziehung und Bildung sowie Soziale Arbeit professionell, organisiert und entgeltlich erbracht werden. Die „sozialen Dienste“ produzieren – und das ist ihnen gemeinsam – „Erfahrungsgüter“ (deren Qualität nicht vor ihrer Erbringung und Nutzung beurteilt werden kann) und „Vertrauensgüter“ (der Leistungsempfänger muss darauf vertrauen, dass er die richtige Leitung erhält, der Dienstleister bestimmt Angebot und Nachfrage zugleich). Die Leistungserbringung erfolgt in Koproduktion mit den Leistungsempfängern. Wesentlich ist aber vor allem,

- dass die „sozialen Dienste... weitgehend dem Markt- und Wettbewerbsprozess entzogen sind, also nicht zu Marktpreisen angeboten und nachgefragt werden“, man kann auch sagen, dass sie nicht „erwerbswirtschaftlich“, sondern „bedarfs- oder sozialwirtschaftlich“ erbracht werden;
- und bedeutsam ist zudem „dass die meisten personenbezogenen Hilfe- und Unterstützungsleistungen unverändert nicht von bezahlten Profis, sondern von Laien im familiären und sozialen Raum erbracht werden“, also im Rahmen von Familien,

„kleinen“ sozialen Netzwerken, Selbsthilfegruppen, von ehrenamtlich Tätigen und im Rahmen freiwilligen sozialen Engagements. Für die Profis bedeutet das, dass, anders als im erwerbswirtschaftlichen Bereich, die stete Klärung der Kooperation mit dem Laiensystem, aber auch der Abgrenzung von ihm unverzichtbarer und unabdingbarer Teil ihres Handelns ist.

Dies sind wichtige Bestimmungen, die aus meiner Sicht aber noch zu ergänzen sind. Die personenbezogenen sozialen Dienstleistungen sind eben nicht nur, wie Bäcker u.a formulieren „helfend, beratend und unterstützend und damit... personenorientiert“. Sie sind auch „struktur- oder gesellschaftsorientiert“, d.h. sie sind orientiert auf „gesellschaftliche Integration“, was mehr ist als die Rückführung Ausgegrenzter in den gesellschaftlichen Zusammenhang durch Hilfe, Beratung und Unterstützung, oder, anders ausgedrückt, mehr als „Normalisierung“. Vielmehr sollen sie gesellschaftliche Teilhabe ermöglichen, auch indem sie auf Gesellschaft wie auf Individuen oder Gruppen einwirken – was sich am Beispiel des Umgangs mit Migration schnell verdeutlichen ließe.

Sie haben registriert, dass ich eben – und ich sage: nun endgültig – vom Begriff der „sozialen Dienste“ zu dem der „personenbezogenen sozialen Dienstleistungen“ übergegangen bin. Die Begründung ergibt sich insbesondere aus der semantischen Unklarheit des Begriffs der „sozialen Dienste“.

Kern des Bisherigen ist also: Professionelle im Bereich der „personenbezogenen sozialen Dienstleistungen“ erbringen zentralwertbezogene Leistungen, weitgehend jenseits der erwerbswirtschaftlichen Verwertungslogik. Sie erfüllen Aufgaben, die nicht an Rentabilitätsmaßstäben gemessen werden können (was nicht heißt, dass Effektivitäts- und Effizienzfragen bedeutungslos wären).

Und weiter: Ihre Tätigkeit ist für die Kohäsion der Gesellschaft, für deren Legitimitätserhalt wichtig – was aber nicht zu verwechseln ist mit „Formierung“, „Anpassung“ oder „Herstellung von sozialem Frieden als Friedhofsruhe“. Der Wegfall dieser Tätigkeiten würde individuelle Lebensqualität und Lebensperspektiven, kollektive Lebensbewältigung und den sozialen Zusammenhalt der Gesellschaft gefährden und damit letztlich auch den „Standort Deutschland“.

### **Warum kann von „gesellschaftlicher Ignoranz“ gegenüber diesem Bereich gesprochen werden?**

Salamon/Anheier (1999, 6) behaupten: „Der Non-Profit-Sektor bleibt ein weißer Fleck auf der Landkarte der modernen Gesellschaften, unsichtbar für Politiker, Wirtschaftsführer und sogar für zahlreiche Personen innerhalb des Sektors.“ Dies lässt sich verallgemeinern für den gesamten Bereich der personenbezogenen sozialen Dienstleistungen, ob sie nun im Dritten, im staatlichen oder im marktlichen Sektor angesiedelt sind. Folgende Indizien können für dieses Urteil – in erster Näherung – angeführt werden:

- Wenn in den Diskussionen in Öffentlichkeit, Politik oder Hochschule von „der Wirtschaft“ die Rede ist, wird meist nur der erwerbswirtschaftliche Bereich gedacht – der bedarfs- oder gemeinwirtschaftliche, egal ob im non-profit- oder im staatlichen Bereich, wird allenfalls als Kostenfaktor, als Belastung für die öffentlichen Haushalte thematisiert.
- Zudem werden die Berufe und Disziplinen im Bereich der personenbezogenen sozialen Dienstleistungen gesellschaftlich vor allem dann wahrgenommen, wenn sie „versagen“: Etwa wenn Sozialarbeiter im ASD die Vernachlässigung oder Misshandlung von Kindern nicht verhindern konnten, wenn Pflegekräfte die psycho-physische Versorgung und die Erhaltung der Würde von Kranken und Alten nicht gewährleisten können, wenn Lehrende in der vorschulischen und schulischen Bildung und Erziehung mit den ihnen Anvertrauten zusammen nicht die für ihr berufliches Fortkommen oder ihre Persönlichkeitsbildung notwendigen Kompetenzen entwickeln oder aber die Entwicklung dissozialer Tendenzen nicht verhindern können, wenn den Absolventinnen und Absolventen unserer Studiengänge nicht die für die Bewältigung ihrer gesellschaftlichen Aufgaben notwendigen umfassenden professionellen Kompetenzen und der dazu gehörende professionelle Habitus vermittelt werden. Die vorrangige Wahrnehmung des „Versagens“ steht, nebenbei, in deutlichem Kontrast zu dem hohen Respekt, den die Angehörigen unserer Professionen und Disziplinen bei denen genießen, die aus persönlicher Erfahrung um die Schwierigkeit der von ihnen zu bewältigenden Aufgaben wissen – ein verborgenes „soziales Kapital“, mit dem wir nicht zu wirtschaften wissen.
- Wenn es um die Schaffung und vernünftige Ausstattung von Ausbildungs- und Studienplätzen geht, stehen die MINT-Fächer vorne an. „Deutschland braucht mehr Ingenieure“ – denn vor allem die sichern angeblich die Zukunftsfähigkeit unseres Landes (Export, Wachstum, Arbeitsplätze).
- Auch Forschungsförderung konzentriert sich auf den erwerbswirtschaftlich relevanten Bereich – Sonderforschungsbereiche der DFG in nicht-ingenieurwissenschaftlichen Feldern sind in der Minderzahl; und mühsam war es, mit SILQUA wieder eine „sozialberuflich bezogene“ Förderlinie in das Förderprogramm „Forschung an Fachhochschulen“ (FH<sup>3</sup>) zu bringen.
- Ähnliches finden wir, wenn wir uns landesspezifische Programme ansehen – wie zum Beispiel die Innovationsallianz NRW – in denen Hochschulen und Wirtschaft zusammengebracht werden sollen: Im Bewusstsein sind vor allem erwerbswirtschaftliche Unternehmen mit Produktionszielen im Bereich der Technik bzw. der Informatik, auch wenn in den offiziellen Texten mittlerweile z.B. Wohlfahrtsverbände und Sozial-Unternehmen auftauchen.
- All dem entspricht das Selbstverständnis eines großen Teils des „Sozialen Sektors“: Es gibt immer noch Abwehr, sich als Teil des Systems gesellschaftlicher Arbeit zu begreifen, Vorurteile gegenüber – eigentlich wertneutralen – Begriffen wie Wirtschaftlichkeit oder Management



Also: Wir haben es mit einem „schlafenden Riesen“ zu tun, der im öffentlichen Bewusstsein in erstaunlicher Weise übersehen oder sogar negativ gelabelt wird. Das hängt aber auch damit zusammen, dass es nur ein schwaches Bewusstsein davon gibt, dass die „personenbezogenen sozialen Dienstleistungen“ Glieder des Leibes dieses Riesen sind. Im Zweifelsfall sogar den Streit darum, wer den Kopf repräsentiert.

### **Objektive und subjektive – gemeinsame! – Strukturmerkmale, die zur Schwäche dieses Bereiches beitragen**

Die im Bereich der „personenbezogenen sozialen Dienstleistungen“ Tätigen haben subjektiv kaum ein Bewusstsein davon, was sie – jenseits der unterschiedlichen konkreten Aufgaben – verbinden könnte. Ich behaupte sogar, dass die – nicht nur akademisch ausgebildeten – professionals sich bewusst eher gegeneinander abgrenzen, unter Verweis

- auf unterschiedliche Ausbildungsniveaus (ErzieherInnen oder Physiotherapeuten „nur“ mit Fachschulabschluss),
- auf die Besonderheit der jeweiligen Qualifikationsanforderungen und Arbeitsbelastungen,
- aber auch durch den Versuch, Bündnisse mit anderen, als statushöher angesehenen Gruppen (Ärzte, Lehrer) zu schließen,

um im Wettbewerb um Gehalt und Ausbildung, aber auch um gesellschaftlichen Status komparative Vorteile zu erringen.

Ich behaupte, dass sie kaum jemals eine Aktionseinheit im Kampf um bessere Arbeitsbedingungen bilden – der Streik der ErzieherInnen, an dem auch SozialarbeiterInnen beteiligt gewesen sein sollen, ist hier eine Ausnahme.

Auch auf der Ebene der Hochschulen – also des „disziplinären Systems“ – gibt es nicht nur sinnvolle „Diversifizierung“

- sondern Disziplinegoismen nach dem Tell`schen Motto, dass „der Starke am mächtigsten allein“ sei;
- es gibt das Nebeneinander verschiedenster Fachbereiche und Fachbereichstage, die oft jeweils nur eine Disziplin – Soziale Arbeit, Pflege, Heilpädagogik, demnächst vielleicht Pädagogik der Kindheit – repräsentieren und vielfach eher auf Abgrenzung, denn auf Kooperation orientieren.
- Zu beobachten ist zudem die mit Konkurrenz- und Wettbewerbsargumenten begründete Aufgabe des „propriums“ der Hochschulausbildung, nämlich der vorran-

gigen Orientierung an Wissenschaftlichkeit, durch unbedachte Überschreitung der Grenze zur Berufsausbildung – in der Sozialen Arbeit etwa in spezialistischen BA-Studiengängen oder in „dualen“ Ausbildungen. Wer weiß, ob es nicht demnächst den von Trägerverbänden angebotenen „Bachelor professional“ geben wird?

Dabei lassen sich, zwischen Disziplinen wie Professionen, über das vorstehend Formulierte hinausgehend objektive und subjektive Gemeinsamkeiten finden, also solche in der Struktur sozialer Merkmale und solche im individuellen und kollektiven Bewusstsein. Ich versuche, ein wenig zu sortieren, zunächst bezogen auf die Berufe:

Wir haben es – zuvörderst – überwiegend mit sogenannten „Frauenberufen“ zu tun, also Berufen mit einer übergroßen Mehrheit von Frauen unter den Arbeitskräften. Was das – insbesondere unter dem Aspekt der Entwicklung und Umsetzung von Professionalisierungsstrategien bedeutet, dazu haben schon vor 20-30 Jahren Hochschullehrerinnen wie Helga Krüger, Ursula Rabe-Kleberg oder auch Maria-Eleonora Karsten alles Wesentliche gesagt.

Zum gesellschaftlichen Allgemeinwissen gehört, dass Frauenberufe immer noch durch geringere Verdienst- und Aufstiegschancen sowie in überdurchschnittlichem Maß durch prekäre Arbeitsbedingungen gekennzeichnet sind.

Immer noch werden in Frauenberufen die erforderlichen Qualifikationen vielfach als „hausarbeitsnah“ oder „frauenspezifisch“, „nicht erlernbar“ oder „gesellschaftlich verallgemeinert (sprich: ohne spezifische Ausbildung vorhanden)“ charakterisiert, was auch heißt, dass es gesellschaftliche (und auch in der Praxis verbreitete) Vorbehalte hinsichtlich der Notwendigkeit wissenschaftlicher Ausbildung für die Berufsausübung gibt.

Dies resultiert in einer unklaren Berufsstruktur, also einer gewissen Diffusität der Einschätzungen in Bezug darauf, für welche Funktionen welche Ausbildung erforderlich ist, und schlägt sich auch in einer dementsprechend diffusen Beschäftigtenstruktur in Bezug auf die mitgebrachten Qualifikationen nieder. Zu denken ist an den Einsatz „berufsfremd“ Ausgebildeter auf Vollzeitstellen im Bereich der Sozialen Arbeit, auf das klärungsbedürftige Zusammenspiel von Profis mit akademischer Ausbildung mit Ehrenamtlern bzw. volunteers usw.

Gemeinsam ist vielen Berufen im Bereich der „personenbezogenen sozialen Dienstleistungen“ schließlich, dass sie – im Zusammenhang mit Vermarktlichungstendenzen auf der Angebotsseite von „nachholender Prekarisierung“ der Arbeits- und Beschäftigungsbedingungen betroffen sind, also von Entwicklungen – die im erwerbswirtschaftlichen Bereich seit langem zu beobachten sind – wie Absenkung der tariflichen Eingangseingruppierung, untertariflicher Bezahlung, Befristungen, Teilzeitbeschäftigung, ja sogar Leiharbeit, Mini-Jobs und 1-€-jobs.

Zudem gerät aber auch der Prozess der Akademisierung ins Stocken bzw. wird die akademische Dignität der einschlägigen Disziplinen in Frage gestellt: Aktuell gilt dies für die Lehrausbildung, die von den PHs an die Unis gebracht wurde und jetzt, zumindest im Pri-

marbereich, von „Degradierung“ – also Verbannung an die Fachhochschulen – bedroht ist. So wird das zumindest gesellschaftlich diskutiert, womit auch noch die Fachhochschulen nebenbei in den ihnen zustehenden Rang verwiesen werden. Für andere, die schon an den Hochschulen etabliert sind (Soziale Arbeit, Pflege, Public Health, Gesundheitswissenschaften) oder gerade dabei sind, sich zu etablieren (Pädagogik der Kindheit, Logopädie, Physiotherapie etc.) zieht mit den gestuften Studiengängen eine neue Bedrohung auf: Geraten sie doch in Gefahr, als „akademische Berufsausbildung“ (falsch verstandene Begriffe von „employability“ oder „Praxisgerechtigkeit“ spielen hier eine Rolle) abgewertet zu werden – wobei die Bedrohung nicht nur aus der Praxis und der Politik kommt, sondern auch aus dem Bildungssystem selbst, wenn nämlich infrage gestellt wird, dass das Bachelor-Studium ein wissenschaftliches sein kann.

Schließlich: Das Studium vieler einschlägiger Fächer eröffnet nicht die Möglichkeit zur „Promotion im eigenen Fach“, Promotionswillige müssen sich selbsternannte Mutterwissenschaften (wie die universitäre Erziehungswissenschaft) oder fachnahe Disziplinen (Soziologie, Sozialpolitik, Volkswirtschaftslehre...) suchen – was mit der Gefahr eines Identitätsverlustes einhergeht: Sie sind dann eben plötzlich Soziologen und nicht mehr Sozialarbeiter.

Die starken Vorbehalte gegenüber der Brauchbarkeit, ja Notwendigkeit wissenschaftlicher Qualifikationen – die sich zudem oft auf spezifische Disziplinen wie Sozialmanagement oder Soziologie richten, also auf scheinbar eher struktur- und nicht so sehr individuenorientierte Fächer – gehen oft eine Allianz ein mit einer eher praktizistischen Orientierung der Arbeitgeber, der Vorgesetzten, aber auch der Beschäftigten selbst. Das „berufliche Erfahrungswissen“, das man nur in langen Jahren der Berufsausübung erwerben könne, und die „Intuition“ bei der Ausführung spezifischer Tätigkeiten stehen hoch im Kurs, ebenso der „Fallbezug“ – also die vermeintlich Einmaligkeit jedes Falles in allen seinen Aspekten – und die „fürsorgliche Zuwendung“ zu den Menschen, denen die eigene Arbeit gilt. Wissenschaftliche Analyse und rationale Planung des Arbeitsprozesse werden dagegen als etwas angesehen, das die erforderliche „Zuwendung“ oder das „Fallverstehen“ eher behindert – von systematischer Dokumentation, Wirksamkeits- und Wirtschaftlichkeitsuntersuchungen ganz abgesehen.

Vor allem die Beschäftigten konstruieren somit oft einen deutlichen Gegensatz zur „Kälte“ der normalen Arbeitswelt und zeigen entsprechend geringe Bereitschaft, sich als Arbeitnehmer zu verstehen. Häufig stellen sie den Bezug zu ihrer Tätigkeit eher im Sinne der Abgrenzung ihrer „Berufung“ vom „Beruf“ her. Dies schlägt sich auch in geringem gewerkschaftlichem Organisationsgrad und entsprechend geringer „Vertretungsmacht“ nieder.

Festzustellen ist schließlich ein gemeinsamer Mangel an Selbst-Aufklärung über die realen Tätigkeitsanforderungen (Qualifikationen, Belastungen, Kooperation, Autonomiespielräume) und Beschäftigungsbedingungen – angelernte AkkordarbeiterInnen wissen in dieser Beziehung oft vergleichsweise mehr über ihre Arbeit.

Zusammenfassend wird in der Theorie der Sozialen Arbeit – und hier kann man über Verallgemeinerungsmöglichkeiten auf die „personenbezogenen sozialen Dienstleistungen“

nachdenken – oft von „halbierter“ oder „unvollständiger“ Professionalisierung, von „bescheidener oder Semi-Profession“ oder gar „misslungener Professionalisierung“ gesprochen. Ich würde es vorziehen, von einem „schwach ausgebildeten professionellen Habitus“ zu reden, um von der Fixierung auf die Erreichung des Status der Profession wegzukommen und neben den eben genannten Aspekten auch das geringe berufliche Selbstwertgefühl deutlicher mit einzubeziehen.

### **Warum „SAGE“?**

Das Akronym MINT steht – wie schon ausgeführt – für eine Einheit vergleichbarer, aber doch deutlich differenter Fächer mit vergleichbaren Grundpositionen, Zielen und Interessen. Außerdem hat es, im Unterschied zu anderen, „gesuchten“ solchen Akronymen, auch noch eine brauchbare Bedeutung: Im Englischen „Pfefferminz“, aber auch das „Münzzeichen“, adjektivisch wird es in verschiedenen Zusammenstellungen gebraucht für „prägefrisch“ und entsprechend „wie neu“. Solche Assoziationen helfen, sich ein Label leicht zu merken, und machen das damit bezeichnete „sympathisch“. (Vergleichen Sie bitte, was uns mit AHPGS „gelingen“ ist – was keine inhaltliche oder organisatorische, sondern nur eine sprachliche Kritik sein soll. Das identitätsstiftende (oder Merkmale kollektiver Identität jenseits konkreter Diversität repräsentierende) Akronym MINT hat Ausstrahlung über die Hochschulen hinaus gewonnen, hat auch die entsprechenden Berufsbereiche erfasst. Es steht für gewachsene kollektive Identität.

Was haben wir dagegen zu stellen? Nichts rechtes, außer Begriffen, die unbeholfen und oft eher einseitig sind und zudem problematische Assoziationen hervorrufen („die Sozialen“, das „Sozialwesen“, die „Sozialen Berufe“), die wissenschaftlich umständlich sind und von unterschiedlichen Verwendern unterschiedlich definiert werden („personenbezogene soziale Dienstleistungen“). In unseren Organisationsformen heben wir oft sogar eher das Trennende heraus – mit unterschiedlichen Fachgesellschaften und Fachbereichstagen sowie Berufsverbänden, Gewerkschaften und Arbeitgeberorganisationen.

Ich plädiere nun nicht dafür, da bitte ich, nicht missverstanden zu werden, die fach- und berufsspezifischen Organisationen abzuschaffen oder „gleichzuschalten“, sondern dafür, dass diese sich auf ein gemeinsames Dach – also auf gemeinsame gesellschaftliche Interessenvertretung – einigen.

Ich habe darüber nachgedacht, ob wir nicht schon auf der Ebene des Labels agieren können (und sollten) und habe auch ein denkbares, positiv zu besetzendes Akronym gefunden: „S-A-G-E“.

Da SAGE (deutsch ausgesprochen) nicht „klingt“, kann man das entweder S-A-G-E aussprechen oder englisch bzw. – für mich „de préférence“ – französisch. Es hat in beiden Sprachen eine (vergleichbare) Bedeutung: „Weise, verständig, besonnen, umsichtig, klug“ – so der große Pons – im Französischen, „wise, having the wisdom of experience“ – so das Advanced Learner’s Dictionary of Current English bzw. „klug, weise“ nach meinem kleinen Langenscheidt. Versteckt sind zudem auch ein paar selbstironische jokes, die mich besonders amüsieren: Im Französischen bedeutet „sage“ auch – bezogen auf Kinder oder Pferde

– „artig, sittsam, wohlerzogen, fromm“. Ob sich da jemand wieder erkennen kann? Die „sages femmes“ sind in Frankreich die Hebammen. Und schließlich, wenn man was gegen die Pfefferminze setzen will: Sage bedeutet im Englischen auch „Salbei“, also eine Heilpflanze, die aber auch in der – z.B. italienischen – Küche vielen Gerichten einen unverwechselbaren Geschmack gibt.

Aber warum S-A-G-E? SA steht für „Soziale Arbeit und Heilpädagogik“, G für Gesundheits- und Pflegewissenschaften, E für Erziehungs- und Bildungswissenschaften. Wer sich nun hinter welchem Buchstaben lieber einsortieren will, da bin ich relativ leidenschaftslos.

Man kann natürlich den Einwand erheben, die Abgrenzung und Zuordnung der Disziplinen sei nicht trennscharf oder sie seien quantitativ oder in der Reihenfolge nicht entsprechend ihrer Bedeutung sortiert. Aber dann wäre man schon wieder in die alte Falle getappt. Wenn man mit derselben Frage an MINT herangeht, dann sieht man, wie kurzsichtig sie ist. Denn die darunter versammelten Fächer haben eben nicht die Breitenwirkung dem Fachegoismus opfert. Und damit alle gemeinsam Erfolg gehabt.

Wollen wir möglichen „Fachegoismus“ vermeiden, müssen wir eine grundlegendere Frage klären. Sie lautet: Wie wollen wir als unterschiedliche Disziplinen miteinander umgehen und wie wichtig ist es uns, unser kleines, manchmal ja immer noch von Minderwertigkeitsgefühlen und Konkurrenzneid geprägtes Ego zu pflegen? Für mich sind die Antworten klar:

Wenn wir gesellschaftlich etwas bewirken wollen, müssen wir – d.h. Disziplin- und ProfessionsvertreterInnen aus dem Bereich der „personenbezogenen sozialen Dienstleistungen“ oder, ab jetzt, aus dem SAGE-Bereich – in Gemeinsamkeiten denken, uns disziplinar und professionell über Inhalte definieren und darstellen und nicht über Formalia. Der Bezug auf das, was Bäcker, Bispinck, Hofemann und Naeyele zu den „sozialen Diensten“ sagen, könnte uns dabei, wie vorgeschlagen konstruktiv erweitert, helfen.

Dem Anlass unseres Treffens entsprechend an die Adresse der Sozialen Arbeit gerichtet heißt das: Wir sollten unsere Lieblingsrolle der „Benachteiligten“, „Unterdrückten“ und „Missachteten“ – oft trotzig formuliert, unser Sozialprestige sei ja so schlecht, wie es ist, weil wir mit unserer benachteiligten, unterdrückten und missachteten Klientel identifiziert würden – aufgeben und uns eher selbstbewusst an unserer Systemrelevanz aufrichten. Und: Wir sollten weiterarbeiten an der Definition klarer inhaltlicher – wissenschaftlicher – Standards der Ausbildung und Berufsausbildung und uns hochschulpolitisch entsprechend positionieren. Das bedeutet auch: Gemeinsam sollten wir die Entwicklung einer Wissenschaft der Sozialen Arbeit als Kern des oft beschworenen „Professionalisierungsprojekts“ weitertreiben. Schließlich: Wir sollten die Auseinandersetzung mit Themen verstärken, die bisher vielfach als unvereinbar mit der Aufgabe der Sozialen Berufe angesehen wurden: Wirtschaftlichkeit, Management und Hierarchie, Personalentwicklung, Evaluation, Wirksamkeitsuntersuchungen und Qualitätssicherung, Planung und Dokumentation.

Wenn wir, ich kehre zurück zum gesamten Bereich der „personenbezogenen sozialen Dienstleistungen“, gesellschaftlich etwas bewirken wollen, müssen wir Aufklärung, auch Selbstaufklärung betreiben, müssen über Disziplin- und Professionsgrenzen hinweg über

Punkte wie die, die ich anzureißen versucht habe, in die Diskussion kommen. Wir sollten an der Herstellung eines „Arbeitnehmer-Bewußtseins“ der Sozialen Berufe arbeiten, an der Herstellung eines gemeinsamen „professionellen Habitus“, der mit dem Bezug auf die Unverzichtbarkeit professioneller Standards und auskömmlicher wie zumutbarer Arbeits- und Beschäftigungsbedingungen eine Brücke zwischen Arbeitgeber- und Arbeitnehmerinteressen schlagen kann in einer gesellschaftlichen Situation, in der die professionelle Bearbeitung gesellschaftlicher Aufgaben von Ökonomisierungs- oder besser Vermarktlichungstendenzen bedroht ist. Die akademischen Disziplinen müssen sich schließlich gemeinsam gegen blinde Berufsausbildungsanforderungen oder gegen Erwartungen an die „Produktion“ passgenauer, also nur noch „betriebsspezifisch qualifizierter“, zudem unkritisch-anpassungsbereiter Absolventinnen und Absolventen wehren, die von interessierter Seite in den Bologna-Begriff der „employability“ hineininterpretiert werden, und müssen sich wieder auf ihren gesellschaftlichen Bildungsauftrag besinnen .

Wenn wir gesellschaftlich etwas bewirken wollen, müssen wir schließlich auf jede Form imperialistischen oder hegemonialen Gehabes einzelner Berufsgruppen oder Disziplinen verzichten – also etwa als Soziale Arbeit: Nicht die verlorenen Söhne und Töchter wieder unter die eigene Hoheit zurückbringen wollen (sprich: in die Fachbereiche des Sozialwesens repatriieren wollen und die errungene Eigenständigkeit von Fächern wie Heilpädagogik damit zunichte machen), sondern auf der Basis des status quo als Gleichberechtigte miteinander reden und als Verbündete miteinander politisch agieren.

Also agieren wir eben nicht nach dem Tell’schen Motto: „Der Starke ist am mächtigsten allein“, sondern orientieren uns – sie gestatten mir den ideologisch nicht ganz ernst gemeinten Bezug - eher an Mao: „Tiefe Tunnel graben, Vorräte anlegen und keine Hegemonie anstreben“.

Ich wünsche mir – und spreche damit im Namen des Vorstandes des Fachbereichstages Soziale Arbeit:

**Seien wir in diesem Sinne „SAGE“!**